

Zur Bewertung wissenschaftlicher Leistungen in Berufungsverfahren. Die Studie „Who Becomes a Tenured Professor, and Why?“

Henninger, Annette

2015

<https://doi.org/10.25595/3417>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Henninger, Annette: *Zur Bewertung wissenschaftlicher Leistungen in Berufungsverfahren. Die Studie „Who Becomes a Tenured Professor, and Why?“*, in: *Femina politica* : Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft, Jg. 24 (2015) Nr: 1, 134–138. DOI: <https://doi.org/10.25595/3417>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: <https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v24i1.19262>

- 9 Darüber hinaus gibt es zeitlich befristete Gastprofessuren, entweder explizit politikwissenschaftlich denominierte oder aber sozialwissenschaftliche, die immer mal wieder mit einer Politologin besetzt werden, wie beispielsweise an der Universität Bochum, an der Universität Wien und im Land Rheinland-Pfalz die „Internationale und interdisziplinäre Gastprofessur Frauen- und Geschlechterforschung“.

Literatur

Beyme, Klaus von, 1991: Feministische Theorie der Politik zwischen Moderne und Postmoderne. In: *Leviathan*. 19 (2), 208-228.

Bock, Ulla, 2015: Pionierarbeit. Die ersten Professorinnen für Frauen und Geschlechterforschung an deutschsprachigen Hochschulen. 1984 bis 2014. Frankfurt/M., New York.

Bock, Ulla/**Heitzmann**, Daniela/**Lind**, Inken, 2011: Genderforschung – zwischen disziplinärer Marginalisierung und institutioneller Etablierung. In: *Gender*. 3 (2), 98-113.

Bock, Ulla/**Nüthen**, Inga, 2014: Genderprofessuren eine Erfolgsgeschichte? Ein Blick hinter die Kulissen. In: *Femina Politica*. 23 (2), 154-158.

Heitzmann, Daniela, 2010: Zwei Schritte vor, einer zurück. Zur Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung. In: Sozialwissenschaftlicher Fachinformationsdienst soFid. Frauen- und Geschlechterforschung. 1, 11-22.

Holland-Cunz, Barbara, 2001: Zwanzig Jahre wissenschaftliche Revolution? Über Normalisierungen und Zukunftswege der feministischen Forschung. In: Hornung, Ursula/Gümen, Sedef/Weilandt, Sabine (Hg.): *Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. (Re)Konstruktionen der Geschlechterordnung in Frauenforschung – Frauenbewegung – Frauenpolitik*. Münster, 42-55.

Nagy, Nicola/**Scheurer**, Julia, 2013: Leider nichts Neues: Über die Marginalisierung der Geschlechterforschung am OSI. In: *Femina Politica*. 22 (2), 163-165.

Zur Bewertung wissenschaftlicher Leistungen in Berufungsverfahren. Die Studie „Who Becomes a Tenured Professor, and Why?“

ANNETTE HENNINGER

Der Frauenanteil bei Professuren stieg im letzten Jahrzehnt deutlich an und überschritt 2012 fächerübergreifend erstmals die 20%-Marke (StatBA o.J.). In der Politikwissenschaft erhöhte er sich von 18,9% (2003) auf 28% (2013). In den Sozialwissenschaften war der Anstieg besonders steil: Waren dort 2003 noch 19,5% aller Professuren mit Frauen besetzt, waren es 2013 bereits 37,2% (alle Zahlen für 2003 und 2013: eigene Berechnungen nach StatBA 2004, 81 und 2014, 95). Für einige akademische und mediale Beobachter_innen scheint damit die Schmerzgrenze überschritten. Mark Lutter und Martin Schröder sorgten im Dezember 2014 mit der These

für Aufsehen, Frauen hätten trotz schlechterer Publikationsleistungen größere Chancen auf eine Berufung in der Soziologie. Ihre Studie wurde schon vor dem Erscheinungstermin in der ZEIT zitiert (Niejahr 2014a, 2014b) – Tenor: Bei der Vergabe von Professuren zähle Frau-Sein mehr als wissenschaftliche Leistung. Eine dezidiert anti-feministische Homepage titelte unter Berufung auf Lutter/Schröder: „Erstmals klar belegt: Systematische Männerdiskriminierung an Universitäten“; (männliche) Soziologen werden aufgefordert, sich dagegen zur Wehr zu setzen.¹ Vergleichsweise differenziert berichtete die FAZ im Januar 2015: Der Hinweis auf bessere Berufungschancen von Frauen wird damit kontextualisiert, dass der Frauenanteil im Gesamtsample mit 41% über dem Frauenanteil an den Berufenen (31%) liege.

Der Befund einer etwas geringeren Publikationshäufigkeit von Frauen bei Erstberufung ist keineswegs neu, wurde aber bislang nicht als Benachteiligung von Männern interpretiert und erregte auch keine vergleichbare Medienaufmerksamkeit. Dagegen legt die Lutter/Schröder-Studie die Interpretation nahe, dass dies einen Verstoß gegen das Gebot der Leistungsgerechtigkeit darstelle – und wurde auch so rezipiert. Wie kommt dieser Eindruck zustande?

Studien zu Berufungschancen von Frauen

Berufungskommissionen beurteilen die wissenschaftliche Leistung von Bewerber_innen anhand von mehreren, teils umstrittenen Kriterien: Wichtigste formale Voraussetzung ist die Habilitation oder ‚habilitationsadäquate Leistungen‘; zu deren Beurteilung wird oft eine doppelt blinde Begutachtung von Publikationen oder der Social Science Citation Index (SSCI) herangezogen. Auch Erfolge bei der Drittmittel-Einwerbung, das Engagement in der Lehre und in universitären Gremien sowie das akademische Alter (wie lange liegt die Habilitation zurück?) gehen in die Auswahlentscheidung ein. Bisherige Untersuchungen ziehen daher neben Veröffentlichungen weitere Indikatoren zur Leistungsmessung heran.

Annette Zimmer, Holger Krimmer und Freia Stallmann stellten 2006 auf der Basis einer Befragung von 1.156 Professor_innen aus sechs Disziplinen (darunter Soziologie und Politikwissenschaft) eine Verbesserung der Berufungschancen von Frauen fest; doch seien sie angesichts verschlechterter Arbeits- und Einkommensbedingungen ‚winners among losers‘. Zudem fanden sie Hinweise auf versteckte Diskriminierung von Frauen: Sie promovieren und habilitieren im Gegensatz zu Männern häufiger mit Stipendien statt auf Stellen und hätten daher schlechtere Chancen zur Einübung eines akademischen Habitus und zum Aufbau wissenschaftlicher Netzwerke (ebd., 45). Die überwiegende Mehrheit der männlichen Befragten war verheiratet mit Kindern und betrachte sich als Familienoberhaupt; dagegen war die Hälfte der befragten Frauen kinderlos, und ein Fünftel lebe nicht in einer Partnerschaft. Professorinnen weichen also von traditionellen Geschlechternormen ab, während Professoren diesen entsprechen. Insgesamt betrachten es Zimmer/Krimmer/Stallmann (ebd., 52) als wenig überraschend, dass sich die befragten Pro-

fessorinnen in der scientific community weniger akzeptiert fühlen als ihre männlichen Kollegen.

Thomas Plümper und Frank Schimmelfennig (2007) analysierten Berufungsdeterminanten auf Basis einer Fragebogenerhebung bei 150 habilitierten und berufenen Politikwissenschaftler_innen. Frauen, die etwas weniger publizierten als Männer, aber gut vernetzt waren, machen nach ihren Daten das Rennen. Frauen, die wenig publizierten *und* schlecht vernetzt waren, erhielten dagegen keinen Ruf (ebd., 109). Zudem sind sie in der Gruppe derer, die *ohne* Habilitation berufen werden, stark unterrepräsentiert – dies gelang typischerweise Männern ohne Kinder, die sehr gut vernetzt waren und viel publizierten (ebd., 108). Mütter würden zwar bei gleichen Leistungen besser gestellt als Frauen ohne Kinder und Männer (ebd., 112). Allerdings ist diese Voraussetzung selten gegeben: Für Mütter sei die Berufungswahrscheinlichkeit aufgrund fehlender Publikationen insgesamt geringer (ebd., 115); auch verzichteten Frauen häufig zugunsten der Karriere auf Kinder (ebd., 108). Sie werben zwar erfolgreicher Drittmittel ein; dies führt jedoch nicht zu mehr Publikationen und verbessert ihre Berufungschancen nicht (ebd., 109, Tab. 4). Frauen auf dem Weg zu einer Professur, so lassen sich die Befunde zusammenfassen, leisten also nicht weniger als ihre männlichen Kollegen, sondern anderes – und sind durchschnittlich schlechter vernetzt.

Monika Jungbauer-Gans und Christiane Gross (2013) stellen bei einer Befragung von 716 habilitierten Mathematiker_innen, Jurist_innen und Soziolog_innen fest, dass sich die Erfolgsfaktoren je nach Disziplin unterscheiden. In der Soziologie haben besonders eine hohe Zahl von SSCI-Publikationen und eine frühe Habilitation positive Effekte. Insgesamt hätten Frauen unter ansonsten gleichen Voraussetzungen hier etwas bessere Berufungschancen. Allerdings seien die Voraussetzungen häufig *nicht* gleich, u.a. weil Frauen aufgrund von Haushalts- und Betreuungsaufgaben weniger Zeit für ihre Karriere zur Verfügung hätten. In der Soziologie wirke die Geschlechterselektivität zudem auf früheren Etappen der akademischen Karriere deutlich stärker zuungunsten von Frauen; erst für die ‚survivors‘ verbesserten sich bei der Bewerbung um eine Professur die Karrierechancen (ebd., 86).

Lutter/Schröder (2014) nutzen als Datenquelle persönliche Homepages von 1.260 Soziolog_innen an deutschen Hochschulen mit mindestens einer Veröffentlichung (darunter 433 Post-Docs und 297 Professor_innen) (ebd., 8). Während andere Autor_innen betonen, dass die Bewertung wissenschaftlicher Leistungen umstritten ist, gehen Lutter und Schröder (ebd., 2) davon aus, dass Produktivität und Leistung in der Wissenschaft anhand von Publikationen relativ einfach messbar seien. Sie unterscheiden nach der Art der Publikation, wobei sie SSCI-Journals aufgrund der doppelt blinden Begutachtung als besonders validen Indikator betrachten (ebd., 4). Weitere Indikatoren umfassen das Prestige der Herkunftsinstitution, akademische Preise (ebd., 9) sowie Indikatoren für transnationales symbolisches Kapital (ebd., 10). Die Einbindung in Netzwerke wird nicht über die Selbstauskunft der Befragten, sondern über die Zahl der Arbeitskontakte operationalisiert, wobei unterstellt wird,

mehr Kontakte führten zu einer besseren Vernetzung. Wenig überraschend hat dies keine statistisch messbaren Effekte. Weitere Indikatoren, die in Berufungsverfahren eine Rolle spielen (Drittmittel, Engagement in Lehre und Gremien) bzw. das Publikationsoutput beeinflussen (Vorhandensein und Zahl von Kindern, Betreuungsverantwortung), werden nicht berücksichtigt. In der Ergebnisdarstellung wird hervorgehoben, dass sich die Erfolgsfaktoren für Frauen und Männer unterscheiden (ebd., 18f.): Für Männer seien der stärkste Prädiktor SSCI-Veröffentlichungen, für Frauen dagegen akademische Preise; die Wahrscheinlichkeit, einen solchen Preis zu erhalten, sei für sie 1,7 Mal höher als für Männer (ebd., 13). SSCI-Publikationen erhöhten bei Frauen zwar auch die Berufungswahrscheinlichkeit, doch hätten für sie Monografien und Buchherausgaben einen größeren positiven Effekt, was auf geschlechtstypische akademische Spezialisierungen zurückgeführt wird (ebd., 19).

Frauen leisten nicht weniger, sondern anderes

Unterm Strich kommen Lutter und Schröder also auch zu dem Ergebnis, dass Frauen nicht weniger, sondern anderes leisten als Männer. Allerdings schaffen es diese Befunde nicht ins Abstract: Dort wird nur betont, dass Frauen bei Erstberufung weniger Publikationen aufweisen als Männer und ihre Berufungswahrscheinlichkeit unter ansonsten gleichen Voraussetzungen 1,4 Mal so hoch sei (ebd., iii). Zwischen der Habilitation und weiteren Buchpublikationen wird nicht differenziert, was eine Unterscheidung von Erstberufenen mit und ohne Habilitation unmöglich macht, die bei Plümper/Schimmelfenning deutliche Geschlechtereffekte zutage förderte. Aufgrund der unzureichenden Operationalisierung von wissenschaftlicher Vernetzung ist auch eine Analyse der Interaktion von Netzwerkeinbindung und Publikationshäufigkeit nicht möglich.

Eine weitere Schwäche der Studie liegt darin, dass die Voraussetzungen zur Erbringung von Leistung in der Wissenschaft nicht reflektiert werden: Alle referierten Studien betonen, dass Frauen unter gleichen Bedingungen bessere Chancen hätten – heben aber zugleich hervor, dass die Bedingungen angesichts ihrer nach wie vor größeren Verantwortung für Haushalt und Kinderbetreuung, einer schlechteren Stellsituation, der daraus resultierenden geringeren Zahl von Publikationen und der schlechteren Einbindung in wissenschaftliche Netzwerke für Frauen nur in Ausnahmefällen gleich sind. Bildhaft lässt sich dies mit dem Wettrennen zwischen Hase und Igel verdeutlichen: Während der Igel von seiner Frau unterstützt wird und daher immer schon am Ziel zu sein scheint, läuft der Hase immer schneller und hat trotzdem keine Chance, das ungleiche Rennen zu gewinnen.

Wenn der umstrittene Charakter der Leistungsbewertung und die ungleichen Voraussetzungen zur Erbringung von Leistung in der Wissenschaft nicht berücksichtigt werden, wird der Bezug auf den Leistungsbegriff zur Ideologie, die die dahinter liegenden geschlechtsbezogenen und sozialen Ungleichheiten verschleiert.

Anmerkung

- 1 Internet: <http://sciencefiles.org/2015/01/17/erstmal-klar-belegt-systematische-diskriminierung-von-mannern-an-universitaeten/> (23.2.2015).

Literatur

Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), 2015: Schreibend zum Erfolg. Wie man zu einer Soziologie-Professur kommt, 28.1.2015, N4.

Jungbauer-Gans, Monika/**Gross**, Christiane, 2013: Determinants of Success in University Careers: Findings from the German Academic Labor Market. In: Zeitschrift für Soziologie. 42 (1), 74-92.

Lutter, Mark/**Schröder**, Martin, 2014: Who Becomes a Tenured Professor, and Why? Panel Data Evidence from German Sociology, 1980-2013. MPiFG Discussion Paper No. 19. Köln. Internet: www.mpifg.de/pu/mpifg_dp/dp14-19.pdf (23.2.2014).

Niejahr, Elisabeth, 2014a: Jetzt reicht's auch mal. In: Die Zeit, Nr. 23, 28.5.2014.

Niejahr, Elisabeth, 2014b: Quote: Warum ausgerechnet wir? In: Die Zeit, Nr. 42, 9.10.2014.

Plümper, Thomas/**Schimmelfennig**, Frank, 2007: Wer wird Prof – und wann? Berufungsdeterminanten in der deutschen Politikwissenschaft. In: Politische Vierteljahresschrift. 48 (1), 97-117.

Statistisches Bundesamt, o.J.: Frauenanteile: Akademische Laufbahn. Internet: www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/BildungForschungKultur/Hochschulen/Tabellen/FrauenanteileAkademischeLaufbahn.html (24.2.2015).

Statistisches Bundesamt, 2004: Bildung und Kultur. Personal an Hochschulen 2003. Fachserie 11, Reihe 4.4. Wiesbaden.

Statistisches Bundesamt, 2014: Bildung und Kultur. Personal an Hochschulen 2013. Fachserie 11, Reihe 4.4. Wiesbaden.

Zimmer, Annette/**Krimmer**, Holger/**Stallmann**, Freia, 2006: Winners among Losers: Zur Feminisierung der deutschen Universitäten. In: Beiträge zur Hochschulforschung. 28 (4), 30-56.